

KURT LÜSCHER

Was heißt heute Familie?'

In: Brauns-Hermann Ch., Busch B.M.,
Dinse H. (Hrsg.): Verlorene Liebe -
gemeinsame Kinder. Rowohlt: Reinbek

Wohl noch nie haben so viele Menschen so intensiv darüber nachgedacht, auch so engagiert gestritten, was Familie ist und was Familie sein soll, wie in den letzten zwei, drei Jahrzehnten. Wir alle kennen die demographischen Indikatoren, welche auf die Veränderungen hinweisen, wissen um die Reformen im Recht und die familienpolitischen Entwicklungen. Ein Blick auf die Regale der Buchhandlungen oder eine Literaturrecherche in der Bibliothek zeigen uns, wie sehr das Schrifttum über Familie angewachsen ist. Ohne Übertreibung können wir feststellen: Unser Wissen über Familie hat sich vervielfacht und unser Verständnis ist subtiler sowie anspruchsvoller geworden. Dementsprechend halte ich die folgende *These* für einen angemessenen Ausgangspunkt, einige übergreifende Deutungsmuster zu skizzieren.

In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten haben Veränderungen sowohl des *Familienverhaltens* als auch des *Familienverständnisses* stattgefunden; beides hängt miteinander zusammen und gibt der jüngsten Entwicklung von Familie ein eigenes Gepräge.

Die Frage, was heißt Familie heute, regt uns somit an, nicht nur die zahlenmäßige Entwicklung von Familien unterschiedlicher Formen zu untersuchen, sondern vor allem auch zu untersuchen, was von wem mit «Familie» gemeint ist, wer Familie faktisch zu definieren versucht und vermag. Dadurch wendet sich unsere Aufmerksamkeit der *Familienrhetorik*² zu, also der Art und Weise, wie öffentlich über Familie gesprochen und geschrieben wird: in der Politik, in den Medien und in den Wissenschaften. Analysen der Familienrhetorik können uns wichtige Aufschlüsse über die Familie und die Prozesse ihrer Institutionali-

sierung vermitteln, denn die Fähigkeit, unser Zusammenleben zu gestalten, ist eng verwoben mit unserer Fähigkeit, darüber zu sprechen und zu schreiben, und beides hängt davon ab, wie einzelne Auffassungen sich Geltung zu verschaffen und sich durchzusetzen vermögen.

Die «bürgerliche Familie» als Bezug

Vermutlich können wir uns rasch darüber einigen, daß uns die heutige Situation der Familie und die Veränderungen deswegen so weitreichend, geradezu dramatisch vorkommen, weil wir sie ausdrücklich oder stillschweigend, zustimmend oder ablehnend, am Idealbild der bürgerlichen Familie messen. Dieses ist auch oft gemeint, wenn ganz allgemein von der «traditionellen Familie» gesprochen wird. Es gibt kaum eine Analyse der gegenwärtigen Situation, in der nicht – zumindest beiläufig – eine Formulierung wie «im Unterschied zur traditionellen Familie» vorkommt.

Erinnern wir uns kurz, welches die Kennzeichen des bürgerlichen Familienmodells sind:

1. Zeitlich fallen die Gründung eines eigenen Haushaltes und Heirat zusammen und die Erwartung besteht, daß es bald zur Elternschaft kommt. – Damit einher geht eine besondere Wertschätzung der Ehe, dementsprechend die Diskriminierung außerehelich geborener Kinder sowie der Scheidung.
2. Zwischen Mann und Frau besteht eine klare Aufteilung der Arbeit und der Zuständigkeiten im Innern der Familie und gegenüber außen.
3. Die Familie gilt als privater, autonomer Lebensbereich, in den sich die Öffentlichkeit und der Staat nicht einmischen soll.

Die bürgerliche Familie war ein Modell, ein *Ideal*, dem nachzuleben allerdings viele Menschen sich bemüht haben. Neuere historische Arbeiten stellen anschaulich das Beispiel des evangelischen Pfarrers dar, so der Sammelband von Greiffenhagen³. Die Ehe wurde als ideale Verschmelzung von zwei Personen verstanden, sie hatte einen herausragenden Zweck in der Erziehung der Kinder; mit Singen und Musizieren wurde die häusliche Gemeinschaft täglich erneuert. In bezug auf die Rolle der Frau und die Kindererziehung dazu wörtlich:

«... Was die Pfarrfrau und Mutter anging, so war ihre Rolle zwischen partnerschaftlicher Kollegialität und vertrauensvoller Abhängigkeit angesiedelt. Eine prekäre und von ihr viel Sensibilität verlangende Lage. Kein Zweifel: Ohne die Frau Pfarrer lief nichts. Dennoch blieb der Pfarrer der Herr, auch ihr Herr. Und spätestens nach seinem Tode wußte sie, daß ihr ganzes Leben über ihn gelaufen war. Aus dem Bericht einer Pfarrerswitwe: «Als mein Mann tot war, merkte ich, daß ich persönlich den Leuten kaum etwas gegolten habe. Sie hatten kein Interesse an mir, ihr eigentliches Interesse galt meinem Mann und dem Pfarrer. Jetzt erfahre ich, daß die meisten Freunde von früher Freunde meines Mannes waren. Ich habe nicht nur meinen Mann, ich habe meine Persönlichkeit verloren. Ich bin allein.»

Das Pfarrhaus als beispielhafte Verwirklichung christlichen Lebens: Dieser Auftrag betraf vor allem die Kinder. Während die Ehefrau als Erwachsene in das Pfarrhaus kam, als Gefährtin des Mannes zugleich an seinem Beruf teilhatte (und das hieß auch an seinem Prestige), waren es einzig die Kinder, die von Anbeginn als Produkte einer Erziehung galten, deren Maßstäbe vom Pfarrer selbst in seiner Predigt so hoch angesetzt wurden, daß ihnen kaum Genüge getan werden konnte. Auf diese Weise gerieten Pfarrerskinder, ob sie wollten oder nicht, auf den Präsentierteller...» (S. 11 f.)

Gugerli⁴ zeigt ebenfalls, wie im Schweizer Kanton Zürich im ausgehenden 18. Jahrhundert die Pfarrhäuser auf dem Lande als Vorbilder für bürgerliche Lebensweisen und Moral zu dienen hatten.

Unter systematischen familienrhetorischen Gesichtspunkten ist nun wichtig, daß das Modell der bürgerlichen Familie in breiten Kreisen mit der Idee der Universalität von Familie verschmolz und bisweilen noch heute verschmilzt. Ein bestimmter historischer Typ steht gleichzeitig für den Höhepunkt und den eigentlichen, den «natürlichen» Ursprung der Institution. Die historische Forschung hat, namentlich seit den sechziger Jahren, diese Auffassung widerlegt. Schwab⁵ für Deutschland und Flandrin⁶ für Frankreich und weitere Länder haben nachgewiesen, daß der Begriff der Familie in dem Sinne, in dem wir ihn heute verwenden, sich erst in der Neuzeit eingebürgert hat. Um die historische Entwicklung angemessen zu beschreiben, ist es notwendig, *Haushalten*, *Heiraten*, *Elternschaft* sowie *Verwandtschaft* auseinanderzuhalten und auf ihre unterschiedliche Konfiguration zu achten. Dann zeigt sich, daß zu allen Zeiten unterschiedliche Familien- bzw. Haushaltsformen und -typen vorgekommen sind, oft gleichzeitig nebeneinander. Die sozialgeschichtliche Literatur liefert dafür mittlerweile unzählige Belege aus allen westlichen Ländern und Kulturen.

Den *Ursprung* der Familie bildet, wie wir alle wissen, der anthropologische Tatbestand der Pflege- und Erziehungsbedürftigkeit des menschlichen Nachwuchses. So betrachtet ist Familie tatsächlich universal. Doch die anthropologische Ausstattung ermöglicht es den Menschen, diese Aufgabe auf unterschiedliche Weise zu gestalten. Die Umwelt, die Lebensverhältnisse und Produktionsweisen sind von Belang. Wir können uns jedoch auch vorstellen, daß die Erfahrungen zu Änderungen des Verhaltens geführt haben, ebenso die Sinngebungen im Verhältnis der Generationen zueinander. Ich bin darum der Auffassung, daß von allem Anfang an ein Potential zu einer Vielfalt von Familienformen bestanden hat, also sozusagen von einer *anthropologischen Pluralität* gesprochen werden kann.

Die Arbeiten, nicht nur aus der sozialgeschichtlichen, sondern auch aus der ethnologischen Forschung belegen jedenfalls eine historische und kulturelle Vielfalt von Familientypen. Allerdings geht daraus hervor, daß zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften in der Regel einzelne Formen als besonders wünschenswert hervorgehoben, andere lediglich geduldet und wieder andere zurückgedrängt wurden.

Damit ist der *institutionelle* Charakter von Familie angesprochen, der von ihrem Begriff nicht losgelöst werden kann. Das zeigt sich in den Auseinandersetzungen um die gesellschaftliche Anerkennung einzelner Formen von Familie und um die Abgrenzung von Familie zu anderen privaten Lebensweisen. Sie werden im Bereich von Brauch und Sitte, religiöser Überzeugungen und kirchlicher Vorschriften, des Rechtes und neuerdings der Sozialpolitik, namentlich der Familienpolitik, geführt.

Ein spezifisches Thema wie jenes nach dem gemeinsamen Sorgerecht für Kinder ist folglich eingebettet in den größeren Rahmen des gesellschaftlichen Ringens um die Anerkennung von Familienformen. Die praktischen Fragen sind somit nicht losgelöst von ihrer symbolischen Bedeutung. Die Möglichkeiten, die anstehenden Probleme zu begreifen und zu lösen, hängen untrennbar mit den allgemeinen Entwicklungen von Familie zusammen. Diese wiederum stehen in wechselseitigen Beziehungen zu wissenschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen.

Was meint «Pluralität der Familienformen» heute?

Die Pluralität der Familienformen ist mittlerweile ein überragendes, auch kontroverses Thema des gegenwärtigen öffentlichen Diskurses über Familie. Doch was ist gemeint, kann gemeint sein?

Es lohnt sich, kurz an die *allgemeine Bedeutung* des Wortes zu erinnern. Pluralität meint das Nebeneinander unterschiedlicher Formen, für die geltend gemacht wird, daß sie gleichberechtigt sind oder sein sollen. Das nun bedingt zugleich eine Relativierung von Vorstellungen der Normalität. Dieser Gedanke ist im Spiel, wenn heutzutage in den Debatten über Pluralität die gleichwertige Anerkennung von sogenannten Normalfamilien und Ein-Eltern-Familien abgehandelt wird. Dieser Gedanke motiviert jedoch auch unter Umständen die Abwehr gegen das Konzept.

Wenn wir von unterschiedlichen Familienformen oder -typen sprechen, müssen wir folglich die *Merkmale* bedenken, die zur Unterscheidung in Betracht gezogen werden und dazu dienen, eine Form herauszuheben. Im historischen Vergleich kommen wir zum Schluß, daß wir heute die Familienformen als vielfältiger erfahren, weil wir eben Haushaltsgemeinschaft, Ehe bzw. Partnerschaft und Elternschaft auseinanderhalten. Dies geschieht aus guten Gründen. Bei der Gründung einer Familie gemäß dem bürgerlichen Modell standen diese drei Beziehungsformen in einem engen zeitlichen Zusammenhang. Heute aber leben viele Frauen und Männer kürzere oder längere Zeit zusammen, viele heiraten, andere gehen neue Beziehungen ein. Viele werden gemeinsam Eltern, andere bleiben kinderlos, selbst wenn sie heiraten. Zwar sind diese Formen nicht neu, doch ihre Verteilung innerhalb des Spektrums der Möglichkeiten hat sich verschoben, meistens in einer Weise, welche die Anteile der häufigsten und als normal angesehenen Form verminderte.

Diese Überlegungen stützen sich u. a. auf eigene Arbeiten über Formen der Familiengründung in Baden-Württemberg (und zuvor in der Schweiz) mittels Analysen der Geborenenstatistik⁷. Dabei sind wir von der Unterscheidung zwischen ehelicher und außerehelicher Konzeption ausgegangen (was für die ehelich Geborenen anhand des Vergleiches von Geburts- und Heiratsdatum annäherungsweise möglich ist). In der Wohnbevölkerung insgesamt betrug 1989 das Verhältnis zwi-

schen nichtehelich und ehelich konzipierten Kindern rund 40 Prozent zu 60 Prozent; etwa ein Drittel der Kinder kamen nach einer mittleren Ehedauer von eineinhalb bis fünf Jahren zur Welt, entsprechen also dem, was landläufig als der häufigste Typ gilt. Die Eltern von rund einem Viertel heirateten bei bestehender Schwangerschaft; dieser Anteil ist im Vergleich zu 1970 um rund 10 Prozent zurückgegangen. Im gleichen Zeitraum ist der Anteil der Geborenen unverheirateter Mütter gestiegen, von rund 12 Prozent auf 17 Prozent. Die Mütter sind größtenteils dreißigjährig und älter, wohingegen die Zahl der jungen unverheirateten Mütter gesunken ist.

Bereits diese wenigen Zahlen mögen illustrieren, was gemeint ist, wenn von Pluralisierung als *Verschiebungen innerhalb des Spektrums der Möglichkeiten* die Rede ist. Das Bild wird noch vielgestaltiger, wenn die Zahlen nach der Nationalität der Mutter unterschieden werden.

Die Zahlen lassen im übrigen auch erkennen, daß die gängige *These der kindbezogenen Heirat* zu relativieren ist. Um dies noch mit einer anderen Zahl zu belegen: die Quote derjenigen, die bei Bestehen einer Schwangerschaft und im Wissen darum geheiratet haben, liegt 1989 deutlich niedriger als 1970 (nämlich bei 41 Prozent im Vergleich zu 56 Prozent). Diese These ist noch aus einem weiteren Grund fragwürdig. Sie läßt außer acht, daß es mittlerweile auch eine steigende Zahl gewollt kinderloser, jedoch verheirateter Paare gibt. Das ist wiederum ein Hinweis auf ein weiteres spezifisches Ehemodell.

Alternativen können also als gleichwertig gelebt werden. In früheren Zeiten wurden Unverheiratete oft diskriminiert; für das Frankreich des 19. Jahrhunderts schildert das Michelle Perrot anschaulich im Rahmen der «Geschichte des privaten Lebens»:⁸

«Unverheirateten wurde Mißtrauen entgegengebracht. Obwohl die Kirche ebenso wie der Soziologe Frédéric le Play die Ehelosigkeit als Mittel der Selbstverleugnung guthieß, beargwöhnte die Gesellschaft eine unverheiratete Person als «vertrocknete Frucht». In seinem Wörterbuch der *Gemeinplätze* faßt Flaubert die Anschauungen seiner Zeit zusammen: «Junggesellen: Alle selbstsüchtig und lasterhaft. Man müßte ihnen Steuern auferlegen. Ein trauriges Alter liegt vor ihnen.» Das Substantiv «Junggeselle» bezeichnete nur Männer, auf Frauen wurde das Adjektiv «ledig» angewandt... Eine unverheiratete Frau blieb ein «Fräulein», d. h. ein Nichts, ja, schlimmer noch, man nannte sie ein «spätes Mädchen», eine «unnormale alte Jungfer» oder eine «Deklassierte.» (S. 297/298)

Ein letzter Gesichtspunkt scheint mir wichtig. Mehr und mehr nehmen wir die *gesamte Familienbiographie* in den Blick. Dabei lernen wir, daß alle Phasen für die Entwicklung der beteiligten Personen, ihren Zusammenhalt sowie die Beziehungen über die Familiengenerationen hinweg bedeutsam sind. Wie wir aus persönlicher Erfahrung und Beobachtung wissen, nicht zuletzt in bezug auf Ehescheidungen, kann es sehr wohl wichtig sein, wie die ersten Phasen der Beziehung verlaufen sind. Wird nun beispielsweise zum unverheirateten Zusammenleben pauschalisierend gesagt, früher oder später käme es doch zur Heirat, also zur Übernahme des normalen Modells, läuft das eigentlich auf eine – zumindest rhetorische – Abwertung dieser frühen Phasen hinaus.

Ich möchte meine Überlegungen zur Pluralität bzw. Pluralisierung von Familie wie folgt *zusammenfassen*:

1. Pluralität bzw. Pluralisierung meint zum einen die Verteilung klar umschriebener Formen, also beispielsweise hinsichtlich der Kombination von Heirat (oder Verzicht darauf oder Wiederheirat), Elternschaft (oder Verzicht darauf oder Anzahl der Kinder) und Hausgemeinschaft. Je gleichmäßiger die verschiedenen Kombinationen innerhalb des *Spektrums der Möglichkeiten* verteilt sind, desto größer ist – formal gesprochen – die Pluralität. Sie geht einher mit dem *Abbau von Vorstellungen* von «Normalität» (strukturelle Pluralität).

2. Pluralität bzw. Pluralisierung meint überdies, daß immer wieder *neue Kriterien und Kennzeichnungen* vorgeschlagen werden, um Familienformen zu umschreiben und so das Verständnis von Familie zu differenzieren. Wir können von einer *konzeptuellen Pluralisierung* sprechen.

Der Begriff der «patchwork-family» bezeichnet beispielsweise Familien, die entstehen, wenn ein Paar nebst den Kindern, die sie oder er in die neue Verbindung eingebracht haben, eigene Kinder hat. Der etablierte Begriff der Stieffamilie wird so differenziert. «Patchwork-family» ist nur eine Blüte aus dem bunten Strauß teilweise recht farbiger Begriffe, wie beispielsweise «Fragmentierte Elternschaft», «Verhandlungsfamilie auf Zeit», «Matrixfamilie», «Fortsetzungsfamilie», u. a. m.

Hier zeigt sich, wie sich die Vielfalt der Verhaltensweisen und der Familienverständnisse ihrerseits in der erwähnten Weise gegenseitig bedingen. Dabei ist nun zu beachten, daß meistens *normative Vorstellungen* den ausgesprochenen oder unausgesprochenen *Hintergrund* dieser Wortschöpfungen bilden. Ein Indiz dafür ist das Bedürfnis,

rechtfertigend (indem die Pluralität heruntergespielt wird) oder kritisch (indem der Wert des Neuen betont wird) Abgrenzungen gegenüber der sogenannten «traditionellen Familie» vorzunehmen, womit – wie ich bereits gesagt habe – meistens das Modell der bürgerlichen Familie gemeint ist. Die Bezeichnungen dienen dazu, einen neuen Familientyp zu kennzeichnen, indem bestimmte Merkmale als konstitutiv für familiales Handeln angesehen werden und Bezugspunkte für eine besondere Wertschätzung der erbrachten Leistungen oder Interventionen sein sollen. Letztlich geht es darum, auf welche Formen der Begriff der Familie überhaupt angewendet werden kann, welche Formen der Organisation einer grundlegenden Aufgabe des menschlichen Zusammenlebens als richtig gelten können und sollen.

Institutionen normieren, d. h. sie wählen aus der Vielfalt des Möglichen aus. In sozusagen allgemeinsten Weise geschieht dies durch die Sprache, indem eben festgelegt wird, wann und wie von Familie gesprochen werden kann, soll oder darf. Brauch und Sitte, Religion, Recht, Politik, ferner die Wissenschaften, verfestigen diese Prozesse der Institutionalisierung, teils sich gegenseitig bekräftigend, teils widersprüchlich. In der Kunst und der Literatur hingegen wird oft kritisiert, aufgebrochen und unterlaufen. Wenn von Familie die Rede ist, geht es sowohl um Verhaltensweisen als auch um deren institutionelle Anerkennung. In Anlehnung an ein bekanntes Diktum der Kommunikationsforschung könnte man sagen: Wir können nicht nicht-normativ über Familie sprechen. – Aber wir können diese Prozesse des Normierens und Institutionalisierens uns selbst und der Öffentlichkeit bewußt machen. In diesem Zusammenhang sind nun für die aktuelle Bedeutung von Familie zwei Prozesse von besonderem Belang: Individualisierung und Professionalisierung.

Individualisierung

Individualisierung ist – ähnlich wie Pluralisierung – ein Begriff, für den viele Bedeutungen gehandelt werden, oft in reißerischen Schlagworten. Ich will mich hier darauf konzentrieren, zwei für unser Thema wichtige Auffassungen idealtypisch hervorzuheben. Die erste besagt, die Gesell-

schaft habe sich im Zuge der Modernisierung so sehr differenziert, daß sich soziale Klassen, soziale Milieus und eben auch Familienverbände immer mehr aufgelöst hätten und folglich heute viele Menschen eigentlich als Vereinzelte leben würden, wenn nicht äußerlich, so doch innerlich. Für ein solches *strukturelles* Verständnis von Individualisierung ist etwa die Tatsache wichtig, daß in Deutschland mittlerweile (1990) in den alten Bundesländern 35 Prozent und in den neuen Bundesländern 29 Prozent der Menschen in sogenannten Einpersonenhaushalten leben. Allerdings sagt dies nichts über die tatsächlichen sozialen Beziehungen dieser Menschen aus; lange nicht alle sind sozial isoliert.

Eine zweite Bedeutung, die ich *emanzipatorisch* nennen möchte, ist im Spiel, wenn vom Verhältnis der Geschlechter zueinander die Rede ist. Gemeint ist dann, daß Frauen heute ebenso wie Männer sich selbst als Person erfahren und das Recht auf freie Entfaltung beanspruchen. Verallgemeinert heißt das, der einzelne Mensch könne und wolle sein Tun und Lassen in erster Linie vor sich selbst verantworten. Das bedeutet unter anderem, daß Lebensformen nicht mehr von vornherein an Brauch und Sitte ausgerichtet sind, die Leitbilder der Kirchen sowie anderer Autoritäten nicht einfach übernommen, sondern geprüft, interpretiert, modifiziert oder verworfen werden. Das Verständnis institutioneller Vorgaben ist pragmatisch in dem Sinne, daß sie eben an Vorstellungen selbstverantworteter Lebensführung gemessen werden.

Diese Zusammenhänge werden oft unter dem Schlagwort des *Wertewandels* abgehandelt. Vielen Interpretationen, die sich seiner bedienen, liegt jedoch die Vorstellung zugrunde, Werte seien objektive Gegebenheiten, ihr Wandel wird meistens als gegeben vorausgesetzt und nicht erläutert. Das ist im Grunde genommen ein deterministisches Modell sozialen Handelns und gesellschaftlicher Entwicklung. Vernachlässigt werden oder überhaupt außer acht bleiben die Prozesse der Interpretation vorgegebener Lebenswelten durch die einzelnen Menschen, Auseinandersetzungen um die Geltung von Regeln des Handelns und über Leitbilder, über ihre Begründung. Hier liegt ein Ansatzpunkt, um soziale Veränderungen zu begreifen. Selbstverständlich fallen alternative Interpretationen nicht einfach vom Himmel, sondern sind ebenfalls sozial beeinflusst. Doch gerade, wie die Auseinandersetzungen ablaufen, welche Spielräume bestehen, ob und wie sie genutzt werden können, wodurch sie begünstigt werden, sind von

Interesse. Können neue Initiativen sozusagen von unten sich durchsetzen? Verändern wissenschaftliche Einsichten die Lebensweisen?

Zweifelsohne haben *strukturelle Veränderungen* dazu beigetragen, daß in den letzten dreißig Jahren unterschiedliche Familienformen entstehen konnten. Die allgemeine Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen hat Spielräume geschaffen. Die medizinischen Entwicklungen haben die Möglichkeiten der Kontrolle über das generative Verhalten nachhaltig erhöht. Gleichzeitig hat mehr und bessere Bildung für Frauen ihre Bereitschaft gefördert, ihr Leben eigenständig, im eben umschriebenen Sinne individualistisch zu betrachten. Die Erwachsenenbildung hat bewirkt, daß nicht nur jüngere, sondern auch ältere Frauen davon zu profitieren vermochten.

So wissen denn auch immer mehr Menschen Bescheid über die Vielfalt familialer Lebensformen. Ihre Kenntnis kann sich auf Erfahrungen in der eigenen Verwandtschaft, im Kreis von Freunden oder Bekannten stützen, gefördert durch den Umstand, daß heute in vielen Kreisen offen über private, also auch familiäre Angelegenheiten gesprochen wird. Die Kenntnis kann aber ebenso über die Medien, namentlich das Fernsehen (und den sich daran orientierenden Publikumszeitschriften) transportiert werden, wo «privat» und «öffentlich» ständig miteinander vermengt werden, denken wir nur an die Berichte über die Verhältnisse im englischen Königshaus oder den Streit zwischen Mia Farrow und Woody Allen. (Daß die Medien häufig verzerrt, das heißt in Idyllen beschönigend oder in Enthüllungen destruktiv über Familie berichten oder berichtet haben, dürfte übrigens nicht ohne Belang für den Abbau von Leitbildern sein.)

Dabei werden überkommene Formen nicht schlichtweg von allen verworfen. Sie können nach reiflicher Prüfung – eben beispielsweise nach einer Zeit unverheirateten Zusammenlebens – dennoch akzeptiert werden. Oder sie werden modifiziert, indem neue Kombinationen erprobt werden, beispielsweise «späte Mutterschaft» als Versuch, Familie und Beruf aufeinander abzustimmen⁹.

Die Vielfalt der erfahrbaren Optionen erhöht allerdings nicht nur die Chancen, eigenständige Entscheidungen zu treffen, sondern verpflichtet auch dazu. Persönliche Identität gilt als Leistung, die ständig abgefordert wird. Es gibt Menschen, die davon nicht nur gefordert, sondern überfordert werden. *Radikale Formen des Individualismus* sind eine Art von Antworten, also die Flucht in «Lebensstilenklaven» (Bellah et

al.),¹⁰ in Selbstverwirklichung um ihrer selbst willen, in Konsumerismus. Zuwendung zu religiösen Fundamentalismen, zu Nationalismus und faschistischen Ideologien ist eine andere Art. Sie haben eine traurige Aktualität. In zeitdiagnostischen Analysen werden diese Fragen oft unter Bezug auf jene Thesen zur *Postmoderne* abgehandelt, in denen die Möglichkeit, daß sich der Mensch als Subjekt erfahren kann, grundsätzlich geleugnet wird.

Ich möchte indessen nicht diesen Faden weiterspinnen, sondern eng am Thema bleiben und der Frage nachgehen, welche Konsequenzen sich für das Verständnis von Familie abzeichnen. Dabei steht für mich die folgende *These* im Vordergrund:

Im Schnittpunkt von erfahrbarer Vielfalt und Selbstverantwortung, also von Pluralisierung und Individualisierung, zeichnet sich eine Wende zu einem *pragmatischen Verständnis* der Familie ab. – In dem Ausmaß, in dem dies der Fall ist, gewinnen auch die Professionen, die sich mit Familie beschäftigen, an Bedeutung für die Definition und die Institutionalisierung von Familie.

Pragmatik und Professionalisierung

Die pragmatische Wende im Verständnis von Familie heißt: Im Vordergrund steht das Interesse daran, wie Familie tatsächlich gelebt wird. Die Aufmerksamkeit gilt also den Aufgaben, die in den Familien tagtäglich erfüllt werden, den Leistungen, die zu erbringen sind. Sie gilt den tatsächlichen Beziehungen unter den Familienangehörigen, ihren Konflikten und den sich dabei ergebenden Problemen. Dabei gibt es nichts, was an Familie nicht interessiert und zur Sprache kommt. Es gibt keine Tabus mehr. Die Aufklärung über Familie ist total.

Gleichzeitig ist der Ton anders als noch vor wenigen Jahren. Kaum eine Stimme meldet sich, die das Ende der Familie prophezeit, wie das noch Ende der achtziger Jahre im «Zeit-Magazin» (27.5.1988) der Fall gewesen ist:

«Das goldene Zeitalter der Kleinfamilie läuft ab. Und wenn es so weitergeht, gerät sie noch auf die rote Liste der bedrohten Arten. (...) Zunehmen wer-

den, so die Prognosen, alle Formen von Beziehungsexperimenten, egal ob es sich um matriarchalische Brutgemeinschaften oder um Väter-Nist-Kommunen handelt. Auch das Comeback des Heiratens und das Gründen traditioneller Familien gehören dazu – doch sollen selbst die so wenig von Dauer sein wie die Wohngemeinschaft oder die wilde Ehe.» (S. 4)

Solche Prophezeiungen scheinen heute überholt. Statt dessen quellen die Regale der Buchhandlungen über mit Ratgebern aller Art. Innerhalb weniger Jahre ist eine immense Literatur über die Haus- und Familienarbeit erschienen, sind neue Begriffe wie Beziehungsarbeit aufgenommen. Nicht zufällig sind die meisten dieser Beiträge der *Frauenperspektive* verpflichtet, mithin auch dem Bemühen, weibliche Identität zu umschreiben und zu deuten. Um das mittlerweile beinahe Selbstverständliche zu betonen, weil seine Bedeutung sonst leicht übersehen wird: der Wandel des Verständnisses von Familie, eingeschlossen seine Pluralisierung, ist maßgeblich eine Konsequenz feministischer Arbeit in allen Spielformen, welche der Feminismus explizit oder implizit umfaßt.¹¹

Andere Orientierungen in den Familienwissenschaften haben nachgezogen; die *Familienberatung* hat einen immensen Aufschwung genommen. Im soeben erschienenen Gutachten des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen beim Bundesministerium für Familien und Senioren¹² heißt es dazu:

«Zieht man den »Beratungsführer« der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e. V. und die Zahl der dort dokumentierten Beratungsstellen heran, so zeigt sich, daß die Erstauflage im Jahre 1975 von einer Zahl von ca. 2000 Stellen ausgeht, während die zuletzt (1990) erschienene Neuauflage eine Zahl von über 6000 Stellen nennt (S. 41).»

Eine Reihe weiterer gesellschaftlicher Bedingungen stützen, begünstigen und fördern die pragmatische Wende des Verständnisses von Familie. Um das Thema *Familie und Wirtschaft* einmal von der anderen Seite anzugehen: Wünschenswert ist aus der Sicht der Wissenschaft eine hohe Bereitschaft und Befähigung zum Konsum. Um sie für Familien zu optimieren, ist eine ausgedehnte Erwerbstätigkeit beider Eltern beispielsweise durchaus funktional. Allerdings können sich vorübergehend Schwierigkeiten wegen der Verhältnisse am Arbeitsmarkt ergeben. Auch die Tätigkeit des Haushaltens als solche verdient Aufmerksamkeit. Vergewärtigen wir uns bloß den Einsatz von Geräten im

Alltag. Schließlich interessiert sich auch die Werbung dafür, wie der Alltag in den Familien abläuft, einerseits, um marktgerecht zu produzieren und die Bedürfnisse zu verfeinern, andererseits um die Investitions- und Konsumbereitschaft zu erhöhen, notfalls auch, um das Schuldenmachen zu erleichtern. Komplementär dazu rückt Schuldnerberatung in den Horizont der Familienpolitik. In den Hochschulen werden Haushaltswissenschaften zusehends beachtet.

Ebenso verlangen die mittlerweile engen Verflechtungen zwischen Sozialstaat und Familie, daß wir besser über die in den Familien erbrachten Dienst- und Hilfeleistungen Bescheid wissen, die Bedürfnisse bestimmter Gruppen näher kennen und schließlich die Wirkungen familienpolitischer Maßnahmen und Einrichtungen zu messen vermögen. Dabei geht es bezeichnenderweise gerade nicht darum, ob Familienpolitik die Geburtenrate zu beeinflussen vermag, sondern beispielsweise darum, in welchem Verhältnis die Leistungen der Familien zur Gesamtheit der Aufwendungen für die nachwachsende Generation stehen, nämlich in einer Größenordnung, die der Wissenschaftliche Beirat Ende der siebziger Jahre mit 70 Prozent zu 30 Prozent beziffert hat, ein Verhältnis, an dem sich seither nicht viel änderte.¹³ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ein Ergebnis im Rahmen unseres Forschungsprojektes über die Familienberichte in Deutschland. Es zeichnet sich im historischen Vergleich ab, daß Leitbilder für Familie zusehends zurückgenommen und explizite Definitionen der Familie vermieden werden. Das Verständnis von Familie ist offener, pluralistische Aufgaben und Leistungen rücken in den Vordergrund. Familienpolitik ist differenzierter geworden.

Mit dieser pragmatischen Wende im Verständnis von Familie geht einher, daß den *Perspektiven und Interessen* in der Familie und an der Familie Rechnung getragen wird. Unterschiedliche Interessen in der Familie heißt: die einzelnen Familienangehörigen geben in Worten und Taten zu erkennen, was sie erwarten. In vielen Familien tun sie dies mittlerweile selbst. Es geschieht aber auch durch diejenigen, die anwaltschaftliche Interessen von Familienangehörigen zu formulieren versuchen. Der Begriff des Kindeswohles illustriert dies sowohl in bezug auf Einzelfälle als auch als allgemeine Maxime. Daß die Frauenperspektive konzeptuell und im Hinblick auf konkrete Thesen das Verständnis von Familie maßgeblich prägt, wurde bereits gesagt.

Diesen Mitgliederperspektiven wird bisweilen vorgeworfen, sie zer-

störten den Zusammenhalt und mißachteten die Familie als Institution. In der Tat fordern sie heraus. Sie reklamieren Formen der Familie, die allen Angehörigen gleichwertige Möglichkeiten zur freien Entfaltung ihrer Person bieten. Dies ist theoretisch und praktisch eine Abkehr gegenüber älteren Auffassungen. Die Idealisierungen, welche die Familienrhetorik lange Zeit dominierten, unterstellten gewissermaßen die Übereinstimmung von Norm und Realität. Sie boten, was Janet Finch¹⁴ treffend wie folgt umschrieben hat: «...prescription in the form of description». (S. 237)

Der Umschwung vom Ideal zur Realität, von der Ideologie zur Pragmatik, wird von der fachwissenschaftlichen Literatur nicht nur belegt, sondern getragen, gestärkt und gefördert. Nehmen wir als Beispiel jenen Themenbereich, der im Zusammenhang mit dem Tagungsthema besonders interessiert, die Literatur über Ehescheidung. Wenn wir uns einige neuere Forschungsübersichten¹⁵ sowie wichtige einzelne Arbeiten vergegenwärtigen, können wir ohne weiteres wichtige Merkmale der pragmatischen Wende erkennen; allerdings stoßen wir auch auf ihre Probleme:

- *Scheidung* wird unter *systemischen* Gesichtspunkten untersucht, als ein Pfad im Prozeß von Familienentwicklungen; das Ereignis selbst wird von seiner Vorgeschichte her aufgerollt und die Konsequenzen werden über längere Zeit in den Blick genommen. Um diesen Prozeß differenziert zu beschreiben, werden Phasenmodelle formuliert. Das wiederum bedeutet, daß unterschiedliche Formen der Scheidung und ihrer Bewältigung unterschieden werden. Die Sichtweise ist somit in verschiedener Hinsicht differenzierter, pluralistischer, sachlicher. Auf diese Weise werden moralistische Einschätzungen gewissermaßen von selbst obsolet.
- Die *Bewältigung von Scheidung* rückt in die Nähe der Analyse der Bewältigung familialer *Aufgaben*. Im Vordergrund steht das Wohlergehen der Kinder, obgleich es um die Auflösung der Ehe geht. Selbst die Arbeiten, die sich mit den Konsequenzen einer Scheidung für Mann und Frau befassen, tun dies häufig hinsichtlich ihrer Beziehungen zu den Kindern. Auf scheinbar paradoxe Weise bestätigt die Scheidungsforschung, daß in der Analyse von Familie die Eltern-Kind-Beziehungen, allgemeiner, die Generationenbeziehungen der praktisch wichtigsten Bezugspunkt sind.
- Vom Anlaß her versteht es sich von selbst, daß in der Scheidungs-

form die *Mitgliederperspektive* eine wichtige Rolle spielt. Doch diese Arbeiten haben auch Konzepte entwickelt, die darüber hinaus generalisierbar sind. Das gilt in erster Linie natürlich für das Konzept des «Kindeswohles».

- Spezifische Untersuchungen zur Einleitung einer Scheidung, der Einreichung der Klage sowie zur Regelung des (gemeinsamen) Sorgerechts zeigen zum einen, wie wichtig es ist, daß die Eltern selbst entscheiden, aber auch, daß sie auf Rat und Hilfe angewiesen sind. Spielräume der *Autonomie* bedingen eine Verstärkung der Infrastruktur.
- Zu sozusagen allen Themen, namentlich aber zu den Scheidungsfolgen, zeigt die Forschung *nicht allgemeingültige* Ergebnisse. Die neuerdings durchgeführten Meta-Analysen erbringen zwar teilweise signifikante Ergebnisse hinsichtlich der Konsequenzen von Unvollständigkeit, der ökonomischen Folgen und der Auswirkungen von elterlichen Konflikten. Doch die Varianzen innerhalb der Populationen sind so groß, daß keine verlässlichen Folgerungen für den Einzelfall gezogen werden können. Ähnlich interpretieren Maccoby et al.¹⁶ ihre Ergebnisse der Stanford-Studie zum Sorgerecht. Cherlin et. al.¹⁷ verweisen auf die Bedeutung der Zeit vor der Scheidung und machen geltend, daß dazu noch erst wenige Studien vorliegen, die mit Kontrollgruppen arbeiten (was auch schwierig durchzuführen ist). Demgegenüber werden die Analysen von Wallerstein/Blakeslee¹⁸ in der Regel als Evidenz von starken und weitreichend negativen Folgen des Scheidungserlebens genommen.
- Insgesamt zeichnet sich eine Tendenz ab, die Leistungen nicht bloß hinsichtlich der Familie allgemein zu erfassen, sondern zusehends differenziertere Evaluationen vorzunehmen, was letztlich auf einen Vergleich bestimmter *Familienformen und -typen* hinausläuft.

Zwei Punkte möchte ich hervorheben: Die Literatur zeigt die exemplarische Bedeutung der Thematik Scheidung bzw. Scheidungsfamilien. Exemplarisch, weil daran nicht nur das aktuelle Verständnis von Familie erkennbar ist, sondern auch, weil sich hier gewissermaßen die anstehenden Aufgaben und Belastungen kumulieren. Zugleich werden die Spielräume und die Notwendigkeiten individuellen Entscheidens sowie schließlich der spezifische Beratungsbedarf verdeutlicht.

Diese steigende Nachfrage nach professionellen Diensten sowie nach Forschung hat ihre Kehrseite. Über sie können sich neue Formen der *Kontrolle* etablieren. In diesem Feld entfalten sich die Professionen.

Dazu gehören diejenigen, die schon lange über Familie und mit Familien arbeiten und entsprechend beanspruchen, gehört zu werden, so beispielsweise die Medizin und innerhalb dieser mit besonderer Artikulationskraft in Deutschland die Sozialpädiatrie. Oder die Psychologie und die sich aus ihr entwickelte, mittlerweile ungemein differenzierte Familientherapie. Die Sozialwissenschaften jedweder «couleur». Die Sozialpädagogik mit vielen beruflichen Verästelungen. Die Liste ist noch lange nicht vollständig.

Diese Professionen, konkreter diejenigen, die darin tätig sind, definieren zu einem hohen Maße, was heute Familie heißt. Gilt auch für sie der Satz: Wir können nicht *nicht* normativ über Familie sprechen? – Die Frage stellen heißt sie beantworten. In der Tat kommt den Professionen im Zeitalter eines pragmatischen Verständnisses und Interesses an Familie eine maßgebliche Rolle bei der Institutionalisierung von Familie zu. Sie vollziehen gewissermaßen die Säkularisierung – aber auch die Emanzipation – von Familie, müssen jedoch ebenso bedenken, ob sie nicht zu einer neuen «Disziplinierung» von Familien beitragen.

Aus der pragmatischen Wende im Verständnis von Familie und der zunehmenden Bedeutung der Professionen wachsen uns allen, die wir in diesen Bereichen tätig sind, neue Verantwortungen zu. Wie wir damit umzugehen haben, läßt sich nur bedingt im Hinblick auf die allgemeinen Rahmenbedingungen vorschreiben. Weitaus die meisten Fragen liegen in unserer persönlichen Verantwortlichkeit. Ich will darum auch nicht versuchen, einen ethischen Kode zu formulieren. Ich will mich aber auch der Aufgabe nicht entziehen und möchte darum abschließend kurz einige Gedanken, oder besser *Handlungsmaximen* mit Ihnen teilen, die mir selbst in der familienwissenschaftlichen Arbeit wichtig geworden sind.

1. Sich der eigenen Vorverständnisse bewußt werden

Ich halte es für nützlich, wenn wir unsere eigenen Erfahrungen mit Familie einbringen. Das Faszinosum unseres Themas liegt gerade darin, daß wir alle mindestens eine eigene Familie kennen. Doch diese Erfahrungen lassen sich in der Regel kaum unmittelbar auf diejenigen

übertragen, mit denen wir arbeiten oder über die wir forschen. Wir brauchen die Brechung – oder vielleicht wäre es zutreffender zu sagen, die Verfremdung – unserer eigenen Erfahrungen durch die Theorie. Unsere eigene Familienform ist eine unter anderen. Sie hat sich unter besonderen Bedingungen herausgebildet. Sie müssen wir zu den möglicherweise ganz anderen Bedingungen systematisch in Beziehung setzen, unter denen andere ihre Familie entwickeln wollen oder müssen.

Gestützt auf diese Überlegungen halte ich – einigen mag dies paradox erscheinen – wenig davon, in professionellen und öffentlichen Situationen über die eigene Familie zu sprechen. Wir alle kennen die familienpolitischen Debatten, in denen mit schöner Regelmäßigkeit spätestens der dritte Votant aufsteht und sich als Vater von drei erwachsenen Kindern, darunter ein Adoptivkind aus Asien, sowie seit kurzem als Großvater zu erkennen gibt, und alle folgenden Votanten fühlen sich gemüßigt, ihre eigenen Familienverhältnisse zu nennen. Was am runden Tisch wohl nicht zu vermeiden ist, nämlich die Legitimation der eigenen Position durch explizite Benennung der eigenen Familiensituation, ist – meine ich – denjenigen, die professionell engagiert sind, in der Regel verwehrt. Hilfreich aber – für mich selbst und hoffentlich auch für meine Arbeit – ist die Brechung, die Reflexion meiner Erfahrung im Lichte allgemeiner Thesen.

2. Keine falschen Gewißheiten verkünden

Diese Maxime bezieht sich für mich in erster Linie auf den Umgang mit Ergebnissen der Forschung. Die Zahl der jährlich zu einem bestimmten Thema erscheinenden Veröffentlichungen, beispielsweise zu den Scheidungsfolgen, ist immens. Ich kann für viele Thesen – um nicht zu sagen: für jede – empirische Evidenz finden. Das ist die schlichte Folge des Umstandes, daß weltweit – und Forschungsergebnisse sind mittlerweile weltweit zugänglich – in so vielen unterschiedlichen Verhältnissen geforscht wird, daß notwendigerweise sehr unterschiedliche Ergebnisse zustande kommen müssen. Oft werden sie dann allerdings genutzt, ohne den Kontext in Rechnung zu stellen. – Ein treffendes Beispiel scheint mir die Rezeption der bereits erwähnten Studie von Wallerstein und Blakeslee zu sein. – Doch auch der Hinweis darauf, eine Studie sei repräsentativ, hilft nur bedingt weiter. Zwei Beschränkungen

bestehen generell: Erstens beruhen repräsentative Untersuchungen sozusagen immer auf *Befragungen*, erlauben also nur bedingt, die Dynamik familialen *Handelns* zu erfassen. Zweitens drücken die Ergebnisse, so signifikant sie auch sein mögen, größtenteils nur relative Vergleiche zwischen den Populationen aus; sie lassen unausgesprochen, was den Populationen gemeinsam ist, wo sie sich also überschneiden.

Als gewissermaßen paradoxe Folgerung ergibt sich für mich, das Beste an den Studien seien die Kontroversen, die sie auslösen, denn sie erschüttern falsche Gewißheiten und vermitteln dennoch wichtige Einsichten. Im übrigen bräuchten wir m. E. mehr und tieferreichende Studien, welche die Bedingungen relativen Gelingens bzw. Scheiterns von Maßnahmen darlegen.

Die Maxime ist zunächst offensichtlich für mich als Forscher wichtig. Es gibt aber auch eine Version für mein Gegenüber in Politik und Praxis: keine falschen Gewißheiten erwarten. Ferner gilt: Nicht nur die Ergebnisse zählen, sondern ebenso die Methoden, mit denen sie gewonnen wurden.

Ich frage mich, ob wir nicht vermehrt Seminare und Kolloquien durchführen sollten, in denen interdisziplinär exemplarische Studien unter theoretischen, methodologischen und pragmatischen Gesichtspunkten diskutiert werden. Dadurch ließe sich eine Instrumentalisierung des Wissens vermeiden. Ähnliches kann ich mir nach der Veröffentlichung von Familienberichten vorstellen. Es geht ja darum, die Instrumentalisierung von Wissen zu vermeiden, den Eindruck abzubauen, wissenschaftliche Erkenntnisse seien beliebig. Dies trifft nicht zu, wenn die Texte auf die Kontexte bezogen werden, in denen sie entstanden sind und in denen sie genutzt werden.

3. Interpretieren statt erklären

Diese dritte Maxime schließt unmittelbar an die vorhergehende an. Interpretieren liegt für mich in unmittelbarer Nähe zu Kommunizieren und transportiert den Sinn, auf den anderen einzugehen, seine Äußerungen auf den gemeinten Sinn hin zu bedenken und ihm womöglich Gelegenheit zu geben, diesen Sinn zu erläutern. Das trifft für die sogenannten Subjekte der Forschung ebenso zu wie für Klienten in der Sozialarbeit und in Verfahren der Rechtsprechung. – Wer interpretiert,

macht Angebote für das Verständnis komplexer Zusammenhänge, ist offen für alternative Überlegungen.

Interpretieren heißt, ausdrücklich die Kontexte zu beachten, in denen Ergebnisse und Erfahrungen zustande kommen, und sie mit den Kontexten zu vergleichen, in denen sie genutzt werden. Dieser Transfer ist die besondere Aufgabe der Professionen.

Was heißt heute Familie? In den Antworten auf diese Frage ist – so meine Diagnose – in breiten Kreisen der Öffentlichkeit eine Abkehr von übermächtigen Idealisierungen ebenso wie von radikaler Kritik zu beobachten. Diese «pragmatische Wende» hängt meines Erachtens eng mit Prozessen der Pluralisierung und Individualisierung zusammen. In Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs scheint mir ein solches Verständnis von Familie das schlechteste nicht zu sein. Darin drückt sich aus, daß sich die Menschen in einem spannungsvollen, oft beschwerlichen Alltag unspektakulär, jedoch beharrlich darum bemühen, persönliche Sinngebungen zu entdecken und zu verwirklichen, die den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern eigen sind. Ich meine, wir sollten sie darin unterstützen; nicht mit alten oder neuen Werten, sondern vielmehr dadurch, daß wir uns aktiv daran beteiligen.

Anmerkungen

- 1 Leicht überarbeitete Fassung des Referates; der Duktus eines Vortrages wurde beibehalten. Für eine ausführliche Darstellung der Thesen, Beiträge aus unterschiedlicher Sichtweise und Literaturangaben verweise ich auf die folgenden Sammelbände:
Lüscher, K.; Schultheis, F.; Wehrspau, M. (Hrsg.): Die «postmoderne» Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Band 3. Konstanz: Universitätsverlag, 1988.
Fleiner, Th.; Gilliland, P.; Lüscher, K. (Hrsg.): Familien in der Schweiz. Fribourg: Universitätsverlag, 1991.
Lüscher, K.; Schultheis, F. (Hrsg.): Generationenbeziehungen in «postmodernen» Gesellschaften. Konstanz: Universitätsverlag, im Druck.
- 2 Für eine nähere Erläuterung des Begriffes der «Familienrhetorik» siehe:
Lüscher, K.; Wehrspau, M.; Lange, A.: Begriff und Rhetorik von Familie. In: Zeitschrift für Familienforschung, 1989, 1. Jg., 2. S. 61–76.
Walter, W.: «Ich bin nur mäßig enttäuscht darüber.» Zur Interpretation der Familienberichterstattung und der Sachverständigen-Rolle im Lichte von Experteninterviews. Arbeitspapier 1993.
- 3 Greiffenhagen, M. (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Stuttgart: Kreuz Verlag, 1984.
- 4 Gugerli, D.: Zwischen Pfrund und Predigt. Zürich: Chronos, 1988.
- 5 Schwab, D.: Familie. In: Brunner, O. et al.: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 2. Stuttgart: Klett-Cotta, 1975, S. 253–301.
- 6 Flandrin, J. L.: Families in former times. Cambridge: University of Cambridge Press, 1979.
- 7 Lüscher, K.; Engstler, H.: Formen der Familiengründung in der Schweiz. Bern: Bundesamt für Statistik, 1991.
Engstler, H.; Schwarz, Th.; Cornelius, I.; Lüscher, K.: Formen der Familiengründung in Baden-Württemberg. Eine Analyse der Geburtenstatistik 1970 bis 1989. In: Materialien und Berichte der Familienwissenschaftlichen Forschungsstelle im Statistischen Landesamt Baden-Württemberg, 1992, Heft 24.
- 8 Perrot, M.: Außenseiter: Ledige und Alleinstehende. In: Ariès, Ph.; Duby, G. (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens, Band 4. Frankfurt: Fischer 1992, S. 293–310.
- 9 Engstler, H.; Lüscher, K.: Späte erste Mutterschaft. Ein neues biographisches Muster der Familiengründung? In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1991, Heft 4, S. 433–460.
- 10 Bellah et al.: Gewohnheiten des Herzens. Individualismus und Gemeinsinn in der amerikanischen Gesellschaft. Köln: Bund, 1987.
Lüscher, K.: Der prekäre Beitrag von Familie zur Konstitution personaler Identität. In: Zeitschrift für Evangelische Ethik, 1988, 32. Jg., S. 250–259.
- 11 Diese Überlegungen lege ich ausführlich dar in: Lüscher, K., Gesellschaftlicher Wandel: Von der Herausforderung für Frauen zur Herausforderung der Frauen. In: Politische Rundschau – Ergebnis der Tagung vom 24. 5. 1991 in Thun, 70. Jg., Heft 1, S. 5–17.
- 12 Familie und Beratung. Gutachten des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen beim BMFuS. Stuttgart: Kohlhammer, 1993.
- 13 Leistungen für die nachwachsende Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Gutachten des Wissenschaftlichen Beirates beim BMJFG. Stuttgart: Kohlhammer 1979.
- 14 Finch, J.: Family obligations and social change. Oxford: Policy Press, 1989.
- 15 Furstenberg, F.; Cherlin, A. J.: Divided families. What happens to children when parents part. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1991.
Hartmann, S.: Warum dauern Ehen nicht ewig? Opladen: Westdeutscher Verlag, 1989.
Riehl-Emde, A.: Ehescheidung und ihre Folgen. Familiendynamik, 1992, S. 415–432.
- 16 Maccoby, E. E.; Depner, Ch.; Mnookin, R. H.: Coparenting in the second year after divorce. In: Journal of the Marriage and the Family, 52. Jg., 1990, S. 141–155.
- 17 Cherlin, A. J.; Furstenberg, F.; Lindsay Chase-Landsdale, P.; Kiernan, K. E.; Robins, P. K.; Morrison, D. R.; Teitler, J. O.: Longitudinal Studies of Effects of Divorce on Children in Great Britain and the United States. In: Science, Heft 7, Juni 1991, S. 1386–1389.
- 18 Wallerstein, J.; Blakeslee, L.: Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer und Kinder nach der Scheidung. München: Droemer & Knauer, 1988.